

# Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Montags.  
Preis jeder Nummer 6 Pfennig.  
Zu beziehen durch die Austräger und Straßen-  
verkäufer.

Herausgegeben von  
den Lodzer Deutschen.

Abolf Eichler,  
Schriftleiter: Lodz, Evangelika-Straße Nr. 5,  
Sprechst. wochentags von 11—12 Uhr.  
Geschäftsstelle: Petrikauer-Straße Nr. 15.

Nr. 4.

Montag, den 19. Juli 1915.

1. Jahrgang.

## Zurück zum Deutschtum!

Wem das Herz mit starkem Pulse schlug für Deutschtum und Kirche, der sah in den letzten Jahrzehnten mit Sorge die Loslösung der evangelischen Pastoren unseres Landes vom Deutschtum.

Während meiner Knaben- und Jünglingsjahre forderte es mich stets im Innersten zum Widerspruch auf, wenn ich zufällig Zeuge der Begrüßung zweier Pastoren wurde und dann sah, wie der eine der geistlichen Herrn, der sich eben noch mit seiner Umgebung in deutscher Sprache unterhielt, die Unterhaltung mit seinem Amtsbruder in polnischer Sprache aufnahm. Der Wechsel in der Unterhaltungssprache schien mir einer Minderwertigkeitserklärung der deutschen Sprache — die nur noch des „Volkes wegen“ auf Kanzel und an anderen Stätten gebraucht wurde — gleich zu sein. Seitdem hörte ich von vielen, daß gleiches Fühlen und Empfinden in unserm deutschen Volke herrscht, das sich gekränkt fühlt, wenn der Seelsorger sich schämt, in seiner Familie und im amtsbrüderlichen Verkehr seine Gedanken in der Sprache seiner Gemeinde auszudrücken. Die Angriffe, die in Zeitungsartikeln immer wieder gegen die Polonisierungsbemühungen der Pastoren erhoben wurden, sollten den entschlossenen Widerstand einzelner Gemeindeglieder und Gruppen bekunden.

Ich beabsichtige nicht auf die geschichtliche Entwicklung der heutigen Sachlage einzugehen. Es genüge die Angabe, daß es nicht immer so war. Noch vor vierzig Jahren wählten die Pastoren des Warschauer Konsistorialbezirks eine deutsche Aufschrift für das Abschiedsgeschenk an den scheidenden Generalsuperintendenten Ludwig. Heute sind die deutschgesinnten Pastoren an den Fingern zu zählen.

Was uns mehr nahe geht, ist die Frage, ob über den scheidenden Spalt hinweg heute eine Verständigung zwischen den deutschführenden Gemeindegliedern und den polonisierten Pastoren möglich ist. Und da wir nicht die Einseitigen und Unduldsamen sind, als die wir verurteilt wurden, so antworten wir: Ja (aber mit Ausnahmen)! — Wir freuen uns, daß einzelne Pastoren den Wiederanschluß an die deutsche Kultur gesucht und gefunden haben. Und wir hoffen, daß weitere Einsichtige sich finden werden, die ihre unnatürliche Entwicklung bedauern und zurückkehren. Nur die fanatischen Renegaten werden ihre unheilige Leidenschaft mit der Religion verquicken wollen. Sie vergessen ihre nächsten Aufgaben.

Nach all den Irrungen des letzten Jahres wird für manche Pastoren eine Schonzeit zum Umdenken nötig sein. Und wir glauben sie befürworten zu können, nachdem die Gefahr der Entdeutschung unser Gemeinden durch die Pastoren für die nächste Zeit nicht mehr besteht. Wir können diese abwartende Haltung umso mehr empfehlen, als manche Anzeichen dafür sprechen, daß die als Hauptpolonisatoren geltenden Herren vorfichtiger und gerechter geworden sind. So ist gerade Generalsuperintendent Burche für die Rechte der deutschen Minderheit der Warschauer evangelisch-lutherischen Gemeinde eingetreten und hat den Haß der nationalen Heißsporne, die ihn flugs als „Hakaisken“ stempelten, auf sich genommen. Und von einem andern geistlichen Herrn — der in sich die besten Führerfähigkeiten vereinigt, sodaß wir oft die Fehlleitung seines völkischen Empfindens bedauerten, weil sie uns um den geborenen Leiter des Lodzer Deutschtums gebracht hat — wissen wir, daß er während der Zeit der russischen Schreckensherrschaft in Lodz recht warm für deutsche Verhältnisse und Verdächtige eintrat und durch seine Bemühung das Los mancher Unglücklichen erleichterte. Und dieser bürgerliche Mut ist mehr anzuerkennen, als — wir müssen es einmal aussprechen — Angriffe in der Zeitung, die der Einsender mit seinem Namen zu decken vergessen hat.

Zurück zum Deutschtum! wird die Lösung aller Pastoren unseres Landes sein müssen. Aber wir wünschen um der Sache willen keinen beschleunigten und erzwungenen Rückwandlungsprozeß. Das, was dabei herauskäme, trüge den Makel des Unrechten.

Im Programm-Artikel der ersten Nummer erwähnten wir unter den Zielen der Erneuerung unseres Volkstums die deutsche Volkskirche. Mit Volkskirche war keins der Gebilde gemeint, die auszubauen sich Kirchenreformer modernster Richtung in Deutschland unterfangen haben. Was wir hier brauchen, ist die Loslösung unserer evangelisch-lutherischen Kirche aus den Fesseln der veralteten konsistorialen Verfassung und ihre Ueberleitung in die synodale Form. Also eine Volkskirche im Sinne der besten Theologen der lutherischen Kirche, — im Gegensatz zu der bei uns mit allen ihren Mängeln herrschenden Pastorenkirche. Dieser Wunsch greift auf frühere Bemühungen um eine Neugestaltung unserer kirchlichen Verfassung nach neuzeitlichen Gesichtspunkten zurück. — Die Bekennnissfrage bleibt unberührt. A. E.

## Zeitgemäße Betrachtungen.

Was seit Menschengedenken nicht möglich war, hat der große Krieg Wirklichkeit werden lassen: in den Schaufenstern der Buchhandlungen prangt auf Postkarten der polnische Adler, leuchtet die rosenrot-weiße Farbe, in den Parkanlagen und auf den Straßen summen Erwachsene und singen Kinder die Melodien zu den polnischen Texten, die überall zu kaufen sind, verbreitet werden und überdies nie vergessen waren.

Was möchten die Russen dazu sagen, oder richtiger: was hätten sie noch vor einem Jahr dazu gesagt, wenn die Bevölkerungs-

kerung unseres Landes versucht hätte, einen polnischen Adler öffentlich sehen, eine polnische Melodie hören zu lassen? Vermutlich hätte der Kolben eines Mausergewehrs die Fensterscheiben der Buchhandlung zertrümmert, hätten Polizistenkäufe den Buchhändler und die singfreudigen Polen ins Gefängnis gepufft. Heute, da polnische Bauern und Industriearbeiter ihr Blut für das Stiefmütterchen Rußland hingeben müssen, würden die rauben Herren vielleicht zurückhaltender, aber beileibe nicht taub und taarlos sein gegen solche „immerhin unerhörte, verräterische Ausschreitungen!“

## Kurze politische Wochenchau.

**Ostlicher Kriegsschauplatz:** Neue siegreiche Offensiv des Generalfeldmarschalls Hindenburg! — An der Straße von Sumalki nach Kalwarja führten deutsche Truppen die russischen Vorstellungen in einer Breite von vier Kilometern. — Das von den Russen stark ausgebaute Besatzungs wurde beiseite. Die Russen wichen in ihre seit langem vorbereitete rückwärtige Verteidigungslinie Ciechanow-Krasnoje zurück. Am 15. Juli wurde auch diese gesäumt und südlich Zielona in einer Breite von sieben Kilometer durchbrochen. Die kämpfenden Truppen wurden von den gleichzeitig aus Rosno vordringenden Truppen unterstützt. Seit Freitag ziehen die Russen auf der ganzen Front zwischen Pissa und Weichsel gegen den Narew ab. Bis hier wurden 20.000 russische Gefangene eingebracht, 13 Geschütze und 48 Maschinengewehre erbeutet.

**Südöstlicher Kriegsschauplatz:** Die russische Offensive im Raum nördlich Krasnik war vollständig zum Stehen gekommen. Seit Freitag finden zwischen Bug und Weichsel auf der ganzen Front größere Kämpfe statt. Südwestlich Krasnoje haben Truppen unter Madenjens Führung die russische Linie durchbrochen. 6380 Russen wurden gefangen. Auch westlich der oberen Weichsel ist der Vormarsch der deutschen Truppen wieder aufgenommen worden. Am Bug nördwestlich Busk wurde den Russen ein Stützpunkt entzissen. Am Dniepr, abwärts Niznotow, fanden auf dem nördlichen Ufer für die Waffen der Verbündeten erfolgreiche Kämpfe statt. 550 und 1300 Gefangene wurden gemacht.

**Westlicher Kriegsschauplatz:** Auf der ganzen Front herrschte erhöhte Gefechtsintensität. Groß sind die deutschen Erfolge in den Argonnen. Nördlich von Bienna la Chateau wurden französische Linien in 1000 Meter Breite genommen. Südwestlich von Bourcuilles führten deutsche Truppen die feindliche Höhenstellung in einer Breite von drei Kilometer. Die Franzosen machten vergeblich heftige Angriffe, um die seit in deutscher Hand befindlichen Stellungen wieder zu erringen. Seit dem 20. Juni wurden in den Argonnen 116 Offiziere und 7000 Mann französische Gefangene gemacht. An anderen Stellen der Front dauern die Stellungskämpfe an.

**Italienischer Kriegsschauplatz:** An der kältäländischen Front, im Karunter und Tiroler Grenzgebiet fanden Artilleriekämpfe statt. Infanterievorstöße wurden überall, wo sie gemacht wurden, abgelehnt.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen machen die Russen im Kaukasus, die Engländer auf der Galipolihalbinsel vergebliche Versuche die Türken zu werfen.

In Südwestafrika haben sich rund 3000 Mann deutsche Schutztruppen nach fast einjährigem tapferen Widerstand einer ungeheuren Uebermacht unter ehrenvollen Bedingungen ergeben.

Deutscher Reich hat eine Note an Amerika gerichtet, in der es eine gerechte Neutralität verlangt.

Ueber Unruhen in Rußland berichtet unkontrollierbare Meldungen. In Kiew soll eine Revolte blutig niedergeschlagen worden sein. In Petersburg kam es zu Unruhen und Pogroms.

## Der neue deutsche Tagesbericht.

Amlich. Großes Hauptquartier, 18. Juli 1915.

**Westlicher Kriegsschauplatz:**

Ein französischer Angriff auf die Kirchhofshöhe von Souchez wurde abgewiesen. Im Argonnenwalde wurde durch kleine Erfolge die gewonnene Linie noch verbessert. Auf den Höhen bei Les Eparges wird gekämpft. In Lothringen schlugen unsere Truppen Verstöße des Feindes bei Embarmenel (östlich von Luneville) und in der Gegend von Van de sapt zurück.

**Ostlicher Kriegsschauplatz:**

Teile der Armee des Generals v. Below schlugen eiligst herangeführte Verstärkungen der Russen bei Alt-Ung, nahmen ihnen 3320 Gefangene, 6 Geschütze und 3 Maschinengewehre ab und verfolgten jetzt in östlicher Richtung. Weitere Teile der Armee ziehen nördlich Krasnoje im Kampf. Ostlich dieses Ortes wurde die vorbereitete feindliche Stellung im Sturm genommen. Zwischen Pissa und Weichsel zogen die Russen ihren Rückzug fort. Die Truppen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz folgten dichtauf. Wo der Gegner in vorbereiteten Stellungen noch Widerstand leistete, wurde er angegriffen und geworfen. So führten Reserve- und Landwehrtuppen des Generals v. Scholtz die Orte Borembj, Wink und Ploszjece. Regimenter der Armee des Generals v. Gallwitz durchbrachen die stark ausgebaute Stellung Mlobjanowo-Karjizmo. Die Zahl der Gefangenen mehren sich erheblich. Weitere 4 Geschütze wurden erbeutet. Auch nördlich der Pissa bis zur Weichsel haben die Russen rückwärtige Bewegungen angetreten. Unsere nachdrängenden Truppen machten bei kurzen Verfolgungskämpfen 620 Gefangene.

**Südöstlicher Kriegsschauplatz:**

Die Offensive der Armee des General-Obersten v. Woytsch führte zum Erfolg. Unter heftigen feindlichen Feuer überwand unsere Truppen am Vormittag des 17. Juli an einer schmalen Stelle das Drahtgitter vor der mit allen Mitteln ausgebauten feindlichen Hauptstellung und stürmten, durch diese Lücken durchbrechend, die feindlichen Gräben in einer Ausdehnung von 2000 m. Im Laufe des Tages wurde die Durchbruchstelle im jähren Nahkampf erweitert und tief in die feindlichen Stellungen vorgeschoben. Am Abend wurde der Feind — das Moskauer Grenadierkorps — von unseren Landwehr- und Reservegruppen geschlagen. Er trat in der Nacht den Rückzug hinter den Zizanke-Abchnitt (südlich von Zwolen) an. Dabei erlitt er schwere Verluste; 2000 Mann wurden gefangen genommen, 5 Maschinengewehre erbeutet. Zwischen oberer Weichsel und dem Bug-Abchnitt dauern die Kämpfe unter Führung des General-Feldmarschalls v. Madenjen an. Die Russen wurden durch deutsche Truppen von den Höhen zwischen Bilazkowitz (südlich von Piaski) und Krasnoje hinweggeworfen. Beide Orte sind ge-

(Fortsetzung nächste Seite.)

Wer in Polen würde es trotz der wieder einmal gemachten russischen Versprechen auf Entgegenkommen überhaupt wagen, sich als „unabhängiger Pole“ zu zeigen? Wer mag es in Warschau? Man spürt noch die Wunden von 1907, trauert noch den Erschlagenen und Gehenteten von damals nach, kennt die Kosakenknute und denkt mit Sehnsucht an die polnischen Stibrier!

Eigentümlich! Da begegnet man hin und wieder in polnischen Kreisen immer noch dem nur halb verhüllten Ausdruck der Deutschenfeindschaft, der wirren krankhaften Hoffnung auf die Russenwiederkehr. Und hat doch offensichtlich den Beweis dafür, daß selbst unter der unvermeidlich strengen Kriegsgesetzgebung der deutschen Verwaltung neues polnisch-nationales Leben blühen kann!

Die polnische Bevölkerung müßte den ins Land gekommenen Deutschen, die nicht nur polnische Ansichtskarten verkaufen und bisher verbotene polnische Theaterstücke aufführen lassen, sondern eine allen Bemühern unseres Landes zugute kommende Kulturarbeit tun, dankbar sein. Oder müßte, wenn schon Dankbarkeit ein hierzulande nicht gedeihendes Wunderpflänzchen ist, sich wenigstens jährlich in das Neue fügen.

Wie sagen die Skeptiker? Ein Teil der polnischen Bevölkerung habe sich mit dem russischen Schlandrian so vertraut und verschwägert gemacht, daß er ihm wohlgefalle. Ein anderer Teil huldige dem slavischen Fanatismus und Mundrevolutionarismus: Alles oder Nichts! und verzichte lieber auf jeden Fortschritt, ehe er sich mit dem Recht auf Mitbestimmung und einem Anfang von Selbstverwaltung begnüge. Ein dritter Teil aber fürchte sich vor dem notwendigen Neu- und Umlernen, vor einer neuen Kultur.

Es soll, es darf nicht wahr sein!

So mögen wenigstens die, die sich an öffentlich ausgestellten polnischen Karten und an öffentlich gefungenen polnischen Liedern freuen, anerkennen, daß der Krieg und die deutsche Verwaltung ihnen die größte Freiheit, das neue Recht gebracht haben! Mögen in ihres Volkes Interesse und zu unser aller gedeihlichem gemeinsamen und friedlichem Vorwärtkommen dahin wirken, daß die polnische Masse ihren gewohnten begründeten Haß gegen die russischen Bedrücker nicht sinnlos auf das Deutschtum überträgt!

Wir hiesigen Deutschen betrachten die Polen durchaus als gleichwertiges Element und wissen: die ins Land gekommenen Deutschen haben den besten Willen, der gesamten Bevölkerung unseres Landes eine bessere Zukunft zu schaffen. Sie werden „im schlimmsten Fall“ uns alle zu stimm- u. entscheidungsberechtigten Staatsbürgern machen, ohne daß wir, Polen, Juden, Deutsche, die unter der russischen Herrschaft alle nichts zu sagen hatten, auf etwas anderes verzichten müssen als auf die gewohnte Anordnung, auf den Dämmerzustand unreifer Völker. Fl.

## „Der Telegraph zwischen Berlin und Petersburg darf nie zerschnitten werden.“

In der Weltgeschichte gibt es nur wenige Beispiele, daß ein hervorragender Staatsmann zu Beginn seiner Laufbahn so verkannt und verlästert wurde, wie Otto von Bismarck. Gerade die parlamentarischen Vertreter des deutschen Volkes konnten sich kaum genug tun, den Mann, der mit allen Sinnen und vollem Herzen nach der Vereinigung aller deutschen Stämme trachtete, und dem als höchstes Lebensziel die Reichseinheit unverrückbar vor Augen stand, als Reaktionär und unduldsamen Vertreter des partikularistisch-preussischen Sonderrechts zu verschreiben. Während Bismarck als Gesandter in Petersburg und Paris im stillen eine großzügige deutsche Politik anbahnte und bei den maßgebenden Persönlichkeiten beider Staaten Vertrauen und Wohlwollen erwarb, wurde er bei seinem Eintritt in's preussische Ministerium von fast allen politischen Kreisen mit Mißtrauen empfangen, das sich ständig steigend, zuletzt in den offenen Kampfruf aushallte: — „diesem Minister keinen Groschen“. Doch unbeeinträchtigt dieses Geschrei, in festem Vertrauen auf das endliche Gelingen seines großen Werkes und gestützt von der edlen Herrschergehalt Wilhelm's I., der in deutscher Treue bei jeder Gefahr zu seinem Kanzler hielt, trat Bismarck mit eiserner Ruhe den tobenden Besserwissern entgegen, bis er in markigen Worten, die noch heute in jedem echt deutschen Herzen widerhallen, breiteren Schichten des deutschen Volkes die Ueberzeugung beizubringen wußte, daß er der Mann sei, um das Richtige mit richtigen Mitteln zu fördern. Wenn auch selbst noch nach vollendeter Vereinigung Deutschlands im Jahre 1871 schwere Kämpfe im Reichstage nach verschiedenen Richtungen hin ausgefochten werden mußten, und die Parteien oft die Gefolgschaft aufgaben, so sprachen die Tatsachen doch zu stark zu Gunsten des eisernen Kanzlers, als daß sich übelgeleitete Verleumdung und mißleitete Verblendung weiterhin so breit machen konnten, wie in den Konfliktjahren, und mit verhältnismäßig geringer Anstrengung gelang es dem Schlichter der deutschen Einheit den Strom der Leidenschaft so weit einzudämmen, daß er allmählich in das ruhige Fahrwasser der zeitgemäßen Entwicklung hinübergeleitet werden konnte. Was Bismarck für Preußen, für das deutsche Reich, ja für die ganze Welt an neuen Werten geschaffen hat, ist in der Weltgeschichte mit ehernem Griffel eingetragen und zu allgemein bekannt, als daß ich mich berufen fühlen sollte an die-



fer Stelle näher darauf einzugehen. Mein Artikel soll ja nicht von Bismarck und seinem Ruhm, sondern über das russisch-deutsche Verhältnis in der politischen Auffassung Bismarcks handeln.

Bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges galt es in manchen Kreisen Deutschlands und bei fast allen in Rußland wohnhaften Deutschen, gleichviel welcher Untertanenschaft sie angehören mochten, als feststehende Tatsache, daß ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland nicht möglich sei. Ausschlaggebend für diese Annahme galt das verwandtschaftlich freundliche Verhältnis zwischen den Herrscherhäusern beider Staaten und der unsehbare politische Zustand, daß deutsche und russische Staatsinteressen sich nirgendwo auf der weiten Welt feindselig gegenüberstanden, somit nirgends eine scharfe Reibungsfläche zu erkennen war, an der sich staatliche Meinungsverschiedenheiten bis zu den lodern den Flammen eines Volkskrieges erhitzen konnten. Gefeßtigt wurde diese Friedensstimmung noch durch den zum Glaubensbekenntnis erhobenen Ausspruch Bismarcks: „Der Telegraph zwischen Berlin und Petersburg darf nie zerschnitten werden,“ der, wenigstens hier in Rußland, so gedeutet wurde, als wäre es Bismarcks unumstößliche Meinung gewesen, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland in jedem Falle vermieden werden müsse, da er für Deutschland unabsehbar verderbliche Folgen haben würde. Ganz abgesehen davon, daß die leicht zu Extremen neigende Menge, gerade weil sie sich anfangs den Gedanken Bismarcks bis zur Halsstarrigkeit verschloß, späterhin in Bismarck den unfehlbaren Propheten, den er selbst nie zu spielen beabsichtigt hat, sehen wollte, kann eine Beweiskraft kaum als haltbar gelten, wenn sie sich ausschließlich nur auf Autoritäten stützt. Die genialsten Männer haben geirrt, und selbst dann, wenn ihnen kein Irrtum nachgewiesen werden kann, und sie in allem recht behalten haben, sind ihre Wahrsprüche nicht für die Ewigkeit geprägt. Die eigene Zeit erkennt zu haben und das Menschengeschlecht auf die Zukunft vorzubereiten, ist alles, was das Genie eines Menschen leisten kann. Das hat Bismarck getan und nicht ein einziges Rufmessenblatt geht ihm verloren, wenn die Umstände sich so weit geändert haben, daß für eine erspiefliche Vorarbeit sich keine Voraussetzungen finden lassen. Bismarck konnte unmöglich voraussehen, wann und wie tiefgreifende soziale Umwälzungen im russischen Reiche einsetzen würden, wo endlich durch die natürliche Fortentwicklung Deutschlands doch ein gewisser Gegensatz zum Nachbarstaate sich geltend machen könnte, der stark genug wäre, den bisherigen Zustand so weit zu verändern, daß er politisch umgewertet werden muß!

Aus Bismarcks schriftstellerischem Nachlasse geht klar hervor, daß er den hier in Frage kommenden Anspruch niemals die Bedeutung geben wollte, die ihm später in mehr oder minder durchsichtiger Weise untergeschoben wurde. Es galt ihm vor allem, auf Deutschlands Entwicklung hinzuwirken, und dazu brauchte das Land nach drei blutigen Kriegen eine längere Friedenszeit, um sich von den schweren Erschütterungen zu erholen und seine geistigen Kräfte nach allen Richtungen hin entfalten zu können. An einen ewigen Völkerfrieden glaubte Bismarck ebenso wenig, wie etwa Caesar oder Napoleon I., darauf hinielende Schriften moderner Friedensapostel, die ihrer Phantasie freien Lauf ließen, kann er gelegentlich in einer Mußestunde gelesen haben, eine ernsthafte Bedeutung wird er ihnen aber wohl kaum beigemessen haben. Die Segnungen des Friedens für sein Land möglichst lange zu erhalten, ist eben alles, was ein großer Staatsmann zu leisten vermag; nach dieser Richtung hat sich Bismarck redlich bemüht, aber nie hat er die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, eines bewaffneten Zusammenstoßes seines Vaterlandes mit einem der Nachbarstaaten, auch mit Rußland nicht, — aus dem Auge verloren, und stets hat er dafür Sorge getragen, daß die deutschen Waffen im Frieden nicht rosteten, die Volkskraft auf den errungenen Siegeskränzen nicht einschlummerte.

Aus Bismarcks Reichstagsreden und seinen im Druck erschienenen „Gedanken und Erinnerungen“ lassen sich unzählige Beispiele für das Gesagte anführen; ich will hier nur einige, die besonders zur Klärung der Ansichten über die Ursachen des jetzigen Weltkrieges beitragen können, herausgreifen, um der hier meist vertretenen Meinung, daß zu Bismarcks Lebzeiten ein Krieg mit Rußland undenkbar gewesen wäre, und daß daher die zur Zeit führenden Männer in Deutschland für den Ausbruch der Feindseligkeiten verantwortlich seien, entgegenzutreten.

So sagt Bismarck in seinem Werke B. I, S. 128, vom Minister Montenucci: „Er hatte mehr Entgegenkommen für die Westmächte und die österreichischen Wünsche, während ich, ohne russische Politik zu vertreten, keinen Grund sah, unsern

illmet. Ein frisch in den Kampf geworfenes sibirisches Armeekorps konnte die Niederlage nicht abwenden; es wurde geschlagen. Wir machten mehrere Tausend Gefangene.

Oberste Heeresleitung.

Wien, 18. Juli. (Amstsch). Am Aug. in Gegend Sokal vertrieben unsere Truppen den Feind aus einer Reihe von hartnäckig verteidigten Ortschaften. Nordwestlich Bienna wurde die russische Front durchbrochen. Der Feind räumt zwischen Weisfel und Eisenbahn Kielec—Radom seine Stellung.

Eines unserer Unterseeboote torpedierte morgens südlich Nagusa den italienischen Kreuzer „Giuseppe Garibaldi“. Der Kreuzer sank in 15 Minuten.

langjährigen Frieden mit Rußland für andere als preußische Interessen in Frage zu stellen.“

In B. I, S. 224 steht zu lesen: „Mit Frankreich werden wir nie Frieden haben, mit Rußland nie die Notwendigkeit des Krieges, wenn nicht liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen.“

In B. II, S. 108 heißt es: „Unsere Beziehungen mit Rußland sind nur gefährdet durch persönliche Stimmungen, wie die von Gorkschakow waren, und wie es die von hochstehenden russischen Militärs bei ihren französischen Verschwägerungen sind.“

B. II, S. 238 schreibt Bismarck in einem Briefe an den König von Spanien am 10. September 1879, den ich im Auszuge bringe: „Im Laufe der letzten drei Jahren ist die Aufgabe des deutschen Reiches mit den großen Nachbarstaaten Frieden und Freundschaft gleichmäßig zu erhalten um so schwieriger geworden, je mehr die russische Politik dem Einflusse der teils kriegerischen, teils revolutionären Tendenzen des Panславismus sich hingegeben hat, die russischen Bestrebungen sind unruhig und friedlos geblieben. Der Einfluß des panславistischen Chauvinismus auf die Stimmungen des Kaiser Alexander hat sich gesteigert. Auf Verlangen des leitenden Ministers, soweit es einen solchen in Rußland gegenwärtig gibt, sind jetzt nach dem Frieden (mit der Türkei), wo Rußland von niemand bedroht ist, die genantigen Rüstungen erfolgt, die nur gegen Deutschland oder Oesterreich bestimmt sein können. Der Kriegsminister hat auch den technischen Kommissionen gegenüber rückhaltlos geäußert, daß Rußland sich auf einen Krieg „mit Europa“ einrichten müsse. Ich kann mich unter diesen Umständen der Ueberzeugung nicht erwehren, daß der Friede durch Rußland, und zwar nur durch Rußland, in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft, bedroht sei. Zwingt uns Rußland, zwischen ihm und Oesterreich zu optieren, so glaube ich, daß Oesterreich die konservative und friedliebende Richtung für uns anzeigen würde, Rußland aber eine unsichere. Dazu bemerke ich, daß die Gefahr kriegerischer Verwicklungen, welche auch ich nicht nur politisch, sondern auch persönlich auf das Tiefste beklagen würde, nach meinem Dafürhalten nicht unmittelbar bevorsteht, uns vielmehr nur dann näher treten würde, wenn Frankreich zu einem gemeinsamen Vorgehen mit Rußland bereit wäre. Wenn man Deutschland und Rußland isoliert betrachtet, so ist es schwer, auf einer von beiden Seiten einen zwingenden oder auch nur berechtigten Kriegsgrund zu finden.“

Weiter in B. II, S. 253 steht geschrieben: „Direkte Bedrohung des Friedens zwischen Deutschland und Rußland ist kaum auf anderem Wege möglich, als durch künstliche Verhütung durch die Presse. Es gehört ein ungewöhnliches Maß von Dummheiten und Verlogenheiten in der öffentlichen Meinung und in der Presse Rußlands dazu, um zu glauben und zu behaupten, daß die deutsche Politik von aggressiven Tendenzen geleitet werde.“

Schon aus diesen wenigen Beispielen, die den Leser so ammen, als wären sie jetzt und nicht vor mehr als 30 Jahren geschrieben, kann wohl jeder, der überhaupt verstehen will, ersehen, daß Bismarck der russischen Politik nie so recht über den Weg getraut und einen Krieg mit Rußland durchaus nicht in das Gebiet der Unmöglichkeit verwiesen hat. Er schätzte ohne Zweifel den Frieden höher als den Krieg und warnt eindringlich vor herausfordernder Politik, gleichviel nach welcher Richtung; ein kampflustiges und nach kriegerischen Eroberungen lüftendes Deutschland ist nicht nach Bismarcks Sinne, nur ein aufgezwungener Krieg hat nach seiner Ansicht eine moralische Berechtigung, dann aber soll er auch von Deutschland kraftvoll und rücksichtslos geführt werden.

So schreibt er B. II, S. 58 „In einem Kampfe wenn er auf Leben und Tod geht, steht man die Waffen, zu denen man greift und die Worte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an, der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung und die Unabhängigkeit nach außen.“ Die ersten Mahnworte Bismarcks waren für das deutsche

Volk nicht umsonst gesprochen; es hat seinem großen Kanzler die Ehrfurcht und den Glauben nicht verliert; er war für Deutschland nicht tot, denn sein Geist lebte fort in jedem echt deutschen Manne. Mit unendlicher Geduld und Selbsterleugnung hat Deutschland durch 44 Jahre den Frieden erhalten, und wenn es auch, durch die Annahmungen anderer Völker gezeit, manchmal zornig an's Schwert griff, blank gezogen hat es nicht. Nicht aus Furcht oder Feigheit — nein — in vollem Bewußtsein seiner Kraft hat es manch schmäherndes Wort des Schwächeren nachsichtig gewogen, manch dreisten Uebergriff gutmütig ertragen um der Menschlichkeit, der Friedensliebe willen. Deutschland hat auch diesen Krieg nicht gewollt, wie Bismarck ihn seiner Zeit nicht gewollt hat, als Kampf auf Leben und Tod ihm aber von allen Seiten aufgedrängt und sein Bestand bedroht wurde, mußte es zur Waffe greifen, und es wird sie bis zum Ende führen — sonder Schwanken und Zagen, wie auch dieses Ende dereinst ausfallen möge.

Auf Prophezeiung nach dem Beispiel der Madam de Tchebes oder sonstiger berühmter Mysterien sich einzulassen, ist der Mühe nicht wert; welche Veränderungen auf der Landkarte und wie tiefgehende Umwälzungen in einzelnen Staaten durch diesen Krieg hervorgerufen werden können oder müssen, läßt sich auch jetzt noch nicht übersehen, das bleibe den Diplomaten nach dem Kampfgetümmel zur Erledigung überlassen. Auch in Bismarcks Schriften findet sich nirgends eine darauf hinielende Andeutung, ob Deutschland in einem Kriege gegen Rußland siegen oder unterliegen werde; Bismarck würde dann eben aufhören der große Staatsmann zu sein. Wenn je von der Zukunft die Rede ist, so ist es stets nur eine Mahnung Bismarcks an das deutsche Volk, einzuzubringen und über der aufbauenden Friedensarbeit nicht die Pflicht der Kampfbereitschaft zu vergessen, um jeder Gefahr, von welcher Seite sie auch komme, gewachsen zu sein. Sich dem Gedanken der Gefahr verschließen, heißt die Gefahr heraufbeschwören; den Kampf unter allen Umständen vermeiden wollen, bedeutet — sich unterwerfen; auf alles gerüstet sein, heißt nicht den Frieden brechen, sondern ihn möglichst lange erhalten, im Notfall aber sich selbst und seine Eigenart dem Angreifer gegenüber durchsetzen.

E. v. Ludwig, Lodz.

Brüder.

Zwei Brüder zogen ans ins Feld. Der eine ließ das Leben und schlief nun gut bei Lüneville. Der andre humpelt durch die Welt, er hat ein Bein gegeben.

Des einen Frau trägt stark ihr Leid: „Will seine Kinder lieben!“ Des andern Braut spricht ernst und still: „Ich bin dir gut für alle Zeit, ist dir wie mir geblieben ein Herz, das seit an Treue hält.“

Dann zog der Dritte, Jüngste, fort und sang beim Ausmarsch wieder von Krieg und Sieg und Vaterland. Im Herz klang ihm der Mutter Wort, das traute „Komme wieder!“

Er suchte im Osten und war treu dem Schwur des Muts, der Fahne... Und dann: in düstern Verband lag er in einem Stall auf Heu in heil'gem Fleberwahn und träumt, er sei im Heimatort... Drauf ziert den Rock ein Stück Metall, ein Kreuz, zum Preis, zur Ehr. Er sagte vor der neuen Fahrt: „Ich bitt euch, Brüder, Freunde all, man braucht mich noch zur Wehr!“

Das junge Blut, das Helmbhut hört nicht das Lied vom Sterben. Singt! „Ist der Feind auch dichtgeschert, wir sind die Meister seiner Wut! Des alten Deutschschwures Erben bringt niemand in der Welt zu Fall!“

Vielleicht, wer weiß, kommt bald die Zeit, da wir euch, Sieger, krönen. Die Hoffnung lebt, wird euch das Leid, muß's sein, den Tod verschönen...

Lodz

Friedrich Flierl

Die Geschichte einer französischen Kriegsstaffe aus dem Jahre 1813.

Von Johann Kolbe, Pabianice.

(Fortsetzung.)

Als neugieriger Junge drängte ich mich durch die Soldaten bis dicht an den Geldkarren; dabei stand, von zwei Soldaten an den Armen gehalten, ein mir wohlbekannter Sulzfelder Landwirt (der Name tut nichts zur Sache), daneben befanden sich zwei Soldaten, jeder hielt einen plumpen Holzschuh vor sich in den Händen, wie ich beim Scheine einer Laterne sehen konnte. Der Major gebot Ruhe. „Wo ist der Zahlmeister?“ fragte er. — „In seinem Quartier; er ist schon benachrichtigt worden,“ sagte ein Soldat.

„Er hat wohl Wilna vergessen?“ grollte der Major; „wer steht auf Posten hier?“ wandte er sich wieder an die Soldaten.

„Ich, zu Befehl, Herr Major!“ stotterte eine Stimme.

„Wie geht es zu, daß der Mann zur Kasse kann?“ Der Soldat schwieg.

„Zu Befehl, der Zahlmeister kommt,“ ließ sich eine Stimme vernehmen.

Der Major wandte sich einem sich durch die Soldaten drängenden Offizier entgegen.

„Was ist hier los?“ fragte der Angekommene.

„Das frage ich dich,“ brüllte der Major, „du hast wohl Wilna vergessen, daß du hier den Schürzen nachläufst? Der Mann hier hat unsere Kasse bestohlen; wie geht es zu, daß sie nicht verschlossen war?“

„Erlaube mir zu bemerken, daß ich schon vor zwei Wochen meldete, daß das Schloß einzwei sei.“

„Ach so, hin, ja, hatte es ganz vergessen, also Wachposten, wo warst du?“

„Gnade, Herr Major, mir war es so kalt, und da drinnen ist so warm und sind doch alle so lustig, und ich hab doch so lange nicht mehr tanzen sehen, und glaube nicht, daß deutsche Leute auch stehen.“

„Schon gut, und weil er ein Deutscher ist und hat kein Mitleiden mit unserem Elend und unsere Not, so soll er hängen.“

„Hängen, hängen,“ brüllten die umstehenden Soldaten, „an den Ast mit ihm!“

Da wandte sich der Offizier mit den abgefrorenen Ohren an den Major und sprach einige Worte mit ihm.

„Sie haben Recht, Herr Graf,“ sagte der Major, „daran dachte ich nicht. „Hört, Kinder!“ wandte er sich laut an die Soldaten, „ihr wollt den Spitzbuben hängen; wir werden es nicht tun, mag er leben; wir wollen unser Andenken hier in diesem Orte nicht mit der Tötung eines ihrer Nachbarn besudeln, obwohl der Halunke es verdient hätte; Strafe jedoch muß sein: das Geld aus dem einen Holzschuh schüttel in die Kasse, das aus dem anderen gebt ihm; und du Posten, dir war es so kalt, wie du sagtest, du sollst den Keel so lange mit einem Strick oder geflochtenen Riemen den Rücken bearbeiten, bis dir der Schweiß von der Stirn laufen wird. Du, Spitzbube, hast dein Leben diesem Herrn hier zu verdanken — also los. Musikanten an die Hörner, und dem die Hosen herunter, schade darum.“ Mit Jubelgeschrei fielen die Soldaten über den Unglücklichen her, die Beinkleider wurden ihm heruntergezogen, und ehe ich in den Tanzaal hinein kam, hörte ich die ersten Streiche klatschen und die ersten Wehruf.

Wir hatten eben den ersten Tanz zu Ende gespielt, als eine Frau, die erste, die ich an diesem Abend sah, sich durch die Soldaten zu den Offizieren, die ihre Plätze wieder eingenommen hatten, durchdrängte, in Haft vor beiden auf die Knie stürzte, und händeringend kreischte: „Gnade, Gnade, sie schlagen meinen Haines tot.“

„Was, noch?“ fragte bestürzt der Offizier mit der Binde, sprang schnell auf und verließ mit der Frau den Tanzsaal.

Wie ich später hörte, schlug der Wachposten so lange, bis ihm der Atem ausging, dann schlugen andere Soldaten den armen Teufel während der ganzen Zeit, in welcher wir ein Tanzstück spielten. Er rührte sich nicht mehr, auch gab er keinen Laut mehr von sich, als er von dem Offizier von weiteren Schlägen erlöst wurde. Er blieb jedoch am Leben! Seine Frau und einige Nachbarn brachten den Bestimmungsort nach Hause, wo er einige Wochen auf dem Bauche liegen mußte, bis sein fast fleischloser Rücken geheilt war. Von diesem Tage an war er einer der begütertesten Leute in Sulzfeld.

Des anderen Tages versammelten sich die Soldaten in aller Frühe vor der Schenke, auf dem sogenannten Ringe, und machten sich zum Abmarsch bereit. Wir Musikanten standen vor der Tür und sahen dem Treiben zu. Die Offiziere waren auch bald zur Stelle. Aus den Straßen kamen mit Vorspannwagen die Verwundeten und Kranken angefahren. Der Major trat zu uns und fragte:

„Könnt ihr das Lied spielen: Lobel den Herren, den mächtigen König der Ehren?“

Mein Vater bejahte das.

„Dann bringt eure Hörner, wir werden es zum Abschied singen.“

Wir holten unsere Instrumente und setzten an. Der Major und viele Soldaten, und alle Sulzfelder, die herangezogen waren, sangen mit. Ich sah, wie den Soldaten dabei die Tränen aus den Augen liefen, aber am meisten schien der Offizier mit der Binde um die Ohren gerührt zu sein, denn sein ganzer Körper bebte.

Als das Lied zu Ende war, sprach der Major: „Wir danken euch deutsche Brüder hier an diesem Ort, für eure Gastfreundschaft; seit zehn Monaten hatten wir noch nicht solch ein Quartier, in dem wir so liebevolle Verpflegung hatten, wie bei euch. Wir werden, wenn wir heim kommen, erzählen, daß es im fernem Polen auch Deutsche gibt, die sich unseres Elendes erbarmt haben. Hätten wir, seit wir aus Moskau heraus sind, mehrere solche Orte mit solchen Bewohnern angetroffen, so lägen nicht so viel unserer Kameraden



# Lokale Angelegenheiten.

## Lodzzer Woche.

Zweiterlei nahm im Laufe der Woche das Interesse der Einwohnerschaft unserer Stadt stark in Anspruch. Die öffentliche Aufforderung an die aus dem besetzten Polen Geblüchten zur Rückkehr an ihren Wohnort und die Zwangspassbesorgung.

Den Flüchtlingen, die in guten Zeiten in Lodz ihr Auskommen hatten, von denen nicht die wenigsten sich ein Vermögen erworben haben, und nun, da der Krieg und das große Elend über die Stadt kam, aller Bürgerpflichten vergebend, uns den Rücken kehrten, um ihre eigene wertvolle Person in Sicherheit zu bringen, sieht hier niemand Ehrenkränze. Die Hergeleiteten haben ihr redlich Teil Kriegsnot und Kriegslast tragen helfen, warum sollen die andern, die irgendwo in neutralen Ländern ein verhältnismäßig ruhiges und billiges Leben hatten, nicht auch ihr Opfer bringen müssen? Es ist natürlich nicht die Rede von den Reichsdeutschen, die flüchten mußten, auch nicht von denen, die einem andern Zwang gehorchend von ihrem Wohnsitz fern gehalten werden, sondern von denen, die freiwillig, um den Unannehmlichkeiten des Krieges und den Opfern zu entgehen, ihren Wohnort verlassen haben. In der Verordnung heißt es u. a.: „Alle Einwohner Polens, welche ihren Wohnsitz in dem der deutschen Zivilverwaltung unterstellten Gebiet Polens links der Weichsel haben, sind verpflichtet, nach erfolgter öffentlicher Aufforderung binnen einer von dem Chef der Zivilverwaltung zu bestimmenden Frist an ihren Wohnsitz zurückzukehren. Ausgenommen von dieser Verpflichtung sind diejenigen Personen, welche im Deutschen Reich oder in den verbündeten Staaten in einem Arbeits- oder Dienstverhältnis stehen oder durch einen außerhalb ihrer freien Willensbestimmung liegenden Umstand an der Rückkehr verhindert sind. Wer diesem Befehl der Rückkehr innerhalb der vorgeschriebenen Zeit nicht nachkommt, kann hierzu durch eine Geldstrafe bis zum Höchstbetrage von 500,000 Mark angehalten werden. Die Buße wird bemessen nach dem Vermögen des Säumigen und beträgt bei einem Vermögen bis zu 10,000 Mark 5 vom Hundert, 100,000 Mark 8 vom Hundert, 500,000 Mark 10 vom Hundert, hierüber hinaus 15 vom Hundert. Nach Ablauf von 4 Monaten kann die Geldbuße gegen den Säumigen, der dem Rückkehrbefehl nicht nachgekommen ist, von neuem festgesetzt werden. Alle Einwohner Polens, welche auf Grund der vorstehenden Verordnung zur Rückkehr nach Polen verpflichtet sind, fordern ich hiermit auf, die Rückkehr an ihren Wohnsitz bis zum 1. August d. J. zu bewirken. — Der Chef der kaiserlich deutschen Zivilverwaltung für Polen links der Weichsel, von Kries.“

Wir werden also wohl bald Gelegenheit haben, manche unserer lieben Mitbürger zu sehen, die es vorgezogen haben, unter fremden Menschen zu leben als unter Schicksal zu teilen, denn wenn wir unsere Nächsten recht beurteilen, wird mancher die Nachwehen der Kämpfe über sich ergehen lassen um die ja immerhin nicht ganz geringe Steuer zu ersparen.

Ueber die Passbesorgung wird verschiedenes gedacht und — geklagt! Böse Worte helfen da nicht. Es ist auch nicht ganz zutreffend, was in einer hiesigen Zeitung gesagt wurde, daß vor den Lokalen, in denen photographiert wird und die Pässe ausgestellt werden, kein Andrang herrsche. Es herrscht sogar unheimliches Gedränge. Nichts gegen die erlassene Vorschrift! Sie hat ihre guten Seiten. Es ist gut, daß jeder Bewohner unserer Stadt registriert wird. Mancher, der das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hatte, wird in Zukunft der Behörde als Passholder in die Hände laufen. Der Passzwang schafft sogar die Grundlage für ein geordnetes Einwohnermeldewesen und eine zuverlässige Statistik, an der es bisher immer gefehlt hat. Der Segen der Maßnahme wird sich also später zeigen und von vielen, die heute klagen, dankbar empfunden werden. Aber man sollte das auch in der breitesten Öffentlichkeit sagen, denn ein großer Teil unserer Einwohnerschaft sieht nicht so weit und klagt eben über die unfreiwillige Geldausgabe. Und tatsächlich vergesse man nicht, daß es vielen Familienwägern schwer wird, die Passkosten zu bestreiten. Es ist freilich gesagt, daß solche, die nicht in der Lage sind, zu bezahlen, auf Ermäßigung oder Erlassung der Unkosten Anspruch haben. Das

sind Arbeitslose, direkt Notleidende, die von öffentlicher Unterstützung leben. Aber es gibt außer ihnen Arbeiter, kleine Beamte, die seit Kriegsausbruch gegen kleinen und kleinsten Lohn arbeiten und mit den geringen Einnahmen in dieser Zeit der furchtbaren Teuerung auskommen müssen, Leute, die seit langen Monaten aufs Meerüherste eingeschränkt leben. Ihnen sind heute zehn, zwanzig Mark ein Kapital. Aber sie bringen das Geld auf! Man mache diesen Leuten keinen Vorwurf, wenn ein Senfzer über ihre Lippen kommt, sie sind weder böswillig noch widerpenstig. Wir vertrauen darauf, daß gerade die deutschsprechende Bevölkerung unserer Stadt am ehesten sich der Einsicht beugt, daß auch diese Maßnahme der deutschen Behörde letzten Endes uns zugute kommt.

Bettelnde und das Heer der Hausierer wird behördlich photographiert, wer im Park hübsch sein will, geht zum Photographen. O wäre man Photograph! Vor einigen Tagen haben sich auch die Mitglieder des Bürgerkomitees und der Miliz einschließlich der Revieraufseher im Braun'schen Garten in Pfaffenort abkonterfeien lassen! Die Gruppe zählte nach dem Bericht einer hiesigen Tageszeitung ungefähr 600 Personen. „Sodann wurden auch besondere Gruppenaufnahmen von den Mitgliedern des Zentralkomitees mit seinen Sektionen, mit der Miliz bis zu den Kommissaren herab, auch Gruppenaufnahmen des Hauptbürgerkomitees mit seinen Sektionen und dem Komitee für öffentliche Arbeiten, an denen sich ungefähr 200 Personen beteiligten, gemacht.“ — Auch ein Album in Brachteinband hat, nach dem Bericht der gleichen Zeitung, das Hauptbürgerkomitee selbigen Angelegenheit herausgegeben. Ein Album — eine „Liste der Mitglieder des Bürgerkomitees in Lodz in den Jahren 1914—15“, in der die Namen der Mitglieder der einzelnen Sektionen der Nachwelt überliefert werden. Sonderbarerweise sind die Namen der Revieraufseher übergangen. Sie müßten nun, da doch alles vom Erinnerungswahrscheinlichkeit befallen ist, ein besonderes Album herausgeben.

Ob wahr ist, kann ich nicht kontrollieren, aber es hat in der Zeitung gestanden und da man alles, was man schwarz auf Weiß besitzt, getrost nach Hause nehmen kann, will ich es glauben: Am Sonnabend vor acht Tagen „sollen mehrere deutsche Sanitäre Wohnungen der Einwohner von Baluty besucht haben und in allen Fällen, wo sie Wohnungen in antisaniitärem Zustande angetroffen haben, deren Instandsetzung durch gründliches Scheuern der Fußböden und Fenster sowie durch Lüften und Ausklappen der Betten angeordnet haben. In einiger Zeit sollen die betreffenden Wohnungen nochmals von einer Kommission besichtigt werden und alle Wohnungsinhaber, die der Anordnung der Sanitäre nicht nachkamen, sollen auf administrativem Wege einer empfindlichen Strafe unterzogen werden.“ — Soll Lodz wirklich sauber werden?

Sonst ist nichts von größerer Bedeutung zu berichten. Nur ein Hausbesitzer, ein weißer unter grauen Raben, hat seinen Mietern während der ganzen Kriegsdauer die Zahlung der Miete erlassen und verlangt nichts weiter von ihnen als wöchentlich 50 Koppen zur Unkostenbestreitung der Hausreinigung, der Wasserbesorgung und der Unratabfuhr! Es gibt also doch noch Menschen in unserer Stadt, die dem Streit und Bankrott seit Monaten regiert, abhold sind. Ein Nachtblick!

Und noch etwas Erfreuliches! Deutsche Kinder unserer Stadt sollen des Segens teilhaftig werden, ein paar Sommerwochen im Freien verleben zu dürfen! Es ist ermöglicht worden, 3—400 Kinder in Ferienkolonien in Okup bei Lask unterzubringen. Wie gesagt, eine erfreuliche Botschaft, über die noch des Weiteren zu reden sein wird.

## Die erste Stadtverordnetenversammlung in Lodz.

hat am Dienstag der vergangenen Woche stattgefunden, die Tageszeitungen haben auf die lokalgeschichtliche Bedeutung des Tages hingewiesen und kurz und sachlich über die Eröffnung der Sitzung, ihre Beratungsgegenstände und Beschlüsse berichtet. Wir wollen versuchen, den Bürgern unserer Stadt ein etwas anschaulicheres Bild zu geben, ein Unterfangen, das mancher, der vordem in einem Verfassungsstaat gelebt hat, vielleicht geringschätzig beurteilen, überflüssig oder kleinstädtisch finden mag, den Lodzern, die bisher kein Gemeindeparlament hatten, aber nicht so ganz uninteressant sein wird. Die eigenartigen Verhältnisse, unter denen uns die von den Russen vorenthalte Selbstverwaltung kam, liegen es nicht zu, daß die Sitzung äußerlich einen feierlichen Charakter trug. Man denke sich also nicht einen mit Kerpalmen,

Bildern und Büsten geschmückten Saal in der ersten Etage. Man steigt so, wie es die Herren der Stadtverwaltung in Wirklichkeit getan haben, im Geiste die vielen Treppen bis zum letzten Stockwerk des vielleicht höchsten Lodzger Hauses empor und gehe durch einen nüchternen Gang links bis zur gewöhnlichen Klinkentüre des sogetauften Herrensaales. Der Raum ist schmal, lang, eng. In ihm befindet sich keine für das Präsidium erhöhte Sitzgelegenheit, an die sich halbkreisförmig die Sitze der Deputierten anschließen. In der Mitte des Saales befindet sich ein grünbedeckter langer Tisch, an seinem Kopfende quer befindet sich ein anderer, an dem der Herr Oberbürgermeister, der Herr Stadtverordnetenvorsteher und die Herren Magistratsmitglieder Platz genommen haben. In der entgegengesetzten etwas dunkeln Saalecke befindet sich ein Tischchen, an dem unter Befolgung ihrer berufsmäßigen Höflichkeit drei oder vier Pressevertreter Platz und Schreibgelegenheit finden. Nun, es ist Krieg! Vorläufig haben Magistrat und Stadtverordnete an die Erfüllung wichtigerer Aufgaben zu denken als an ihre eigene Bequemlichkeit in geeigneten Beratungsräumen. Vorläufig ist eben alles Drum und Dran Provisorium. Die feierliche Stimmung, ohne die es doch nicht ganz gehen will, brachte man selber mit. Sie fand ihren Ausdruck in den erwartungsvollen Mienen der Versammelten.

Mit anerkennenswerter Pünktlichkeit eröffnete der Stadtverordnetenvorsteher, Herr Triebke, die Sitzung und hieß in einer Ansprache, die als die Ansprache in der ersten Lodzger Stadtverordnetenversammlung der Nachwelt überliefert zu werden verdient, die Erschienenen willkommen.

„Nachdem die kaiserlich Deutsche Regierung für das okkupierte Gebiet des Königreichs Polen eine einheitliche Städteordnung eingeführt hat und damit für die in Betrachtung kommenden Städte eine einheitliche Selbstverwaltung ins Leben treten ist, sind mit dem 1. Juli d. J. die durch die Kriegsergebnisse ins Leben getretenen Bürgerkomitees aufgehoben worden. Auch in unserer Stadt ist seit dem 1. Juli der erste Teil der Städteordnung, die die Tätigkeit des Magistrats regelt, in Kraft. Heute soll nun der 2. Teil zur Einführung kommen: der Zusammentritt der Stadtverordneten-Versammlung, oder wie man zu sagen pflegt, des Stadtrats. Ich habe für die Tätigkeit des Kollegiums das Amt des Stadtverordnetenvorstehers angenommen in der Erwartung, daß Kollege Kozminski als stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher seine Mitwirkung nicht versagen wird, außerdem rechne ich zuversichtlich auf die Mitwirkung der verehrten Herren Stadtverordneten. Denn die Aufgaben, die uns zu lösen aufgegeben werden, sind sehr schwierig. Es handelt sich um das vielseitige Gebiet des Stadthaushalts. Um unsere im vorigen Jahre noch so wohlhabende Stadt ist es heute in wirtschaftlicher Beziehung sehr traurig bestellt. Darum müssen wir uneluenig unsere Arbeit in den Dienst der Stadt stellen. Darum bitte ich auch kleine Sentimentalitäten wegzulassen und den großen Anforderungen gerecht zu werden, denn die Aufwendungen, die gemacht werden müssen (ich nenne nur: Schule, Sicherheitsdienst, Sanitätsdienst, Spitäler und nicht zuletzt die Unterhaltung der vielen Hunderttausende Bettelster in unserer Stadt) sind nicht gering. Es heißt, dazu die nötigen Mittel schaffen. Und wir müssen als unwillkürliche Stadtverordnete auch für die Winterzeit sorgen. Wir wollen zusammenzutreten eingedenk des Spruches: *viribus unitis!*“

„Darauf richtete Herr Oberbürgermeister Schoppen, der in feldgrauer Uniform erschienen war, folgende eindringlich ernste Worte an die Stadtverordneten:

„Auf Befehl des kaiserlich-Deutschen Vizepräsidenten mit der Wahrnehmung der Geschäfte des ersten Vizepräsidenten in Lodz beauftragt Sie mich, daß ich, als Magistratsdiener, Sie im Namen des Magistrats bei Beginn der gemeinsamen Arbeit begrüße. Ernst ist die Zeit, ernst auch die Arbeit, die Sie zu bewältigen haben. Sie erfordern einen festen Charakter und volle Manneskraft. Ich habe die feste Zuversicht, daß Sie alle sich mit der ganzen Kraft der Aufgabe, die Ihnen gestellt wird, widmen werden. Es ist Ihnen eine Städteordnung gegeben nach dem Muster der deutschen Städteordnung in dem Vertrauen, daß hinreichende Kraft vorhanden ist, sie in richtiger Weise durchzuführen. Die Rechte und Pflichten des Magistrats und der Stadtverordneten sind in der Städteordnung scharf umgrenzt. Es handelt sich nur um kommunale Aufgaben. Alles, was darüber hinaus geht, ist beiden Verwaltungen fortzulassen, es könnte das nur schaden. Es bleibt ein unbegrenztes Arbeitsfeld für Sie bei dem, was in Lodz noch zu schaffen ist. Unfriede verzerrt, Friede ernährt, das ist ein wahres Wort. Lassen Sie uns zusammen arbeiten zum Wohle der Stadt! Wenn einmal in der Hitze des Gefechts ein Wort gebraucht wird, das Ihnen nicht gefällt, dann verzehren Sie es dem andern und tragen es nicht nach. Wir im Magistrat werden bestrebt sein, mit erster Pünktlichkeit das Amt zu leiten und versuchen, Vertrauen zu erwerben. Vertrauen gegen Vertrauen! Bringen Sie uns Ihre Vertrauen entgegen. Wenn Sie so handeln, dann wird auch unsere Tätigkeit der Stadt zum Segen gereichen, dann werden wir unser Ziel in den sicheren Hafen des Friedens führen.“

Die anwesenden Stadtväter hörten aufmerksam zu. Ohne Aufenthalt wurde die Geschäftsordnung verlesen. Und nun: kurz was beraten und beschloffen wurde!

Zunächst wurde der vom Magistrat in Vorschlag gebrachten Errichtung einer Finanz- und Rechnungs-Kommission zugestimmt. Zu Mitgliedern derselben waren vorgeschlagen: Vom Magistrat: Herr Oberbürgermeister Schoppen, die Herren Sanne, Gajewicz und Jarocinski, von den Stadtverordneten: die Herren Triebke, Daube, Kaufmann, Kaminski, Kozminski, Winkus, Rand,

erfroren im Schnee, unbeerdigt, von den Wölfen angegriffen, und wir brauchen nicht so viel Jammer und Trauer in die Heimat mitzubringen!“

Aber nun war es mit der Selbstbeherrschung des Offiziers mit den abgefrorenen Ohren zu Ende: „Mein armer Vater, meine armen Brüder,“ schluchzte er, „was wird die Mutter, was wird Agnes sagen...?“

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf, es war Gottes Wille,“ sagte der Major und reichte dem Offizier die Hand. „Nun bitten wir Gott, daß wir glücklich heim kommen, denn mir ahnt so etwas, daß wir noch nicht aus aller Gefahr erlöst sind.“

Unterdessen waren die Karren und Schlitten mit den Kranken und Verwundeten nahe herangekommen. Die Soldaten schüttelten ihren Quartiergebern noch einmal die Hand, und der Zug setzte sich in Bewegung. Wir Musikanten begleiteten sie eine große Strecke, einen lustigen Marsch spielend, dann kehrten wir in die Schenke zurück, wo viele Sulzfelder versammelt waren, die sich über dies Ereignis eifrig unterhielten. Da hörte ich, daß der Offizier mit den abgefrorenen Ohren, der mich am meisten interessierte, ein sehr vornehmer Herr war, viel vornehmer als der Major; er gehöre aber nicht zu dem Regiment. Sein Vater sei General gewesen und bei Smolensk gefallen; ein Bruder erkor; der andere und sein Schwager ertranken in der Berezina.

Vom Zahlmeister wurde auch gesprochen, der Schiefes Hanne, bei deren Eltern er im Quartier war, arg belästigt hatte und von ihr beinahe Prügel bekommen hätte. In Wilna ging es ihm schlecht: dort wollte er wahrscheinlich auch irgend einer Hanne den Hof machen, kam aber schief an, wurde halb tot geschlagen, dann gebunden in einen Sack gesteckt und über einen Zaun geworfen, wo er halb erfroren von den Soldaten, die Holz von dem Zaun brachen, gefunden wurde.

Soweit Großvater Wildemanns Erzählung.

(Schluß folgt.)

## Das Stelldichein.

Eine Lodzger Erzählung von Ratten.

(3. Fortsetzung.)

Aber ihre Gesellschaft während der Feiertage wollte er nicht missen, wie einem lieben, treuen Kameraden wollte er ihr entgegenkommen, und nur unter dieser Bedingung könnte wohl sie sich zur Wiederholung der gemeinsamen Spaziergänge im Walde entschließen.

„Nur so, und nicht anders!“ sagte er laut und bestimmt, wie zur eigenen Beruhigung.

Als er so mit sich ins Reine gekommen zu sein glaubte, setzte er sich auf dem Baumstumpf, auf dem Else vor kaum einer Stunde geessen hatte, zog das Taschentuch hervor, um es zusammenzufalten und nüchtern in die Rocktasche zu stecken. Unwillkürlich aber preschte er es noch einmal an den Mund, sog den feinen Duft ein und träumte lange, lange von ihr, die allen seine kühnen Vorsätze und Ueberlegungen zum Trotz doch schon recht tief und fest in seinem Herzen nistete.

Better Fritz spielte, während sich das zutrug, mit seiner fünfzehnjährigen Base Klara im Garten seines elterlichen Hauses Krocket und hatte des geplanten Stelldicheins schon fast ganz vergessen.

Wohl war er rechtzeitig fertig gewesen. Noch einmal hatte er sich vor den Spiegel gestellt, um sein Aussehen zu mustern, der Rose im Knopfloch, die für „sie“ bestimmt war, den rechten Halt zu geben, noch einmal die Miene und Pose zu üben, mit der er die Geliebte um einen Kuß angehen wollte. Dann hatte er noch das für Else verfaßte Gedicht hervorgezogen, um es noch einmal auf die Wirkung hier zu prüfen. In diesem Augenblicke war die Tür aufgepfloßen und Klara, die liebliche, lustige Cousine stand vor ihm. Für einen Augenblick ariet Fritz in Verlegenheit, doch wurde diese bald

überwunden. In seinem Herzen flog sogar ein leiser Groll gegen Else auf, die ihn bis heute noch jedes Stelldichein abgesehen, jeden Kuß verweigert und sich jeder seiner Zärtlichkeiten gegenüber abweisend verhalten hat. — Es geschah der Spröden schon ganz recht, wenn er sie heute notgedrungen im Stiche lassen mußte. Notgedrungen — denn er konnte das liebliche Klärchen, das den Weg aus Pfaffenort bis zur Benedikten-Straße nur seinetwegen gemacht hatte, doch sehr unmöglich verlassen.

Diese Folgerungen schossen ihm durch den Kopf, während er Klara begrüßte und ihr einige Schmeicheleien über ihr Aussehen zuließerte. Und da hatte er sich auch schon entschlossen: er überreichte dem munteren Mädchen mit vornehmer Verbeugung das Blatt, auf dem er das Gedicht niedergeschrieben, riß mit Feuer die Rose aus dem Knopfloch, legte sie auf das Papier und stütete sich: „Für Dich, du holdste der Jungfrauen!“ Klara war an derartigem seitens ihres Veters schon gewöhnt, tat aber erstaunt, errödete auch leicht, steckte die Rose an den Busen, entfaltete das Papier und las laut endbändig:

„Ach, wenn die Zeit doch Flügel hätte!  
Im Schneckengang vergeht sie mir  
Solang' ich weile fern von Dir.  
Ach, wenn die Zeit doch Flügel hätte!  
Ach, wenn die Zeit nicht Flügel hätte!  
Raum kam ich, muß schon fort von hier;  
Im Sturm verfliegt die Zeit bei Dir!  
Wenn nur die Zeit nicht Flügel hätte!“

„Wie reizend! wie himmlisch!“ rief Klara in kindlicher Begeisterung aus, indem sie das Papier sorgfältig zusammenfaltete: „Ist das auch wirklich für mich?“

„Für Dich, reizendste der Blumen!“ erwiderte Fritz mit Pathos: „Was ist die Rose an deinem Busen gegen dich, Geliebte!“

Da trat sie nahe an ihn heran und sagte leise, dabei ängstlich nach der Tür horchend und spähend:

„Das ist wirklich eines Russen wert!“



Rieker, als Bürger: die Herren Steinert und Rechtsanwalt Lachmannowicz.

Herr Kaminski meinte, der Finanz- und Rechnungskommission könnten nur Fabrikanten oder in kapitalistischen Geschäften erfahrene Herren angehören. Der Stadtverordneten-vorsteher wies darauf hin, daß im Gegenteil erwünscht und gut sei, Herren aus allen Kreisen heranzuziehen. Es würde dadurch auch das Vertrauen der Bevölkerung zu der Stadtverwaltung ein größeres sein. Nun, Herr Kaminski nahm schließlich an und damit war die Angelegenheit zur Zufriedenheit der Versammelten erledigt.

Nach dieser ersten und wenn noch so kurzen Diskussion war der Vorschlag gebrochen, war sofort eine lebhaftere Stimmung da. Das erwies sich bei der Beratung der Dringlichkeitsanträge, die der Magistrat eingebracht hatte. Da war zunächst ein Gesuch der durch den Krieg geschädigten Srenheilanstalt Kochanowka um Bewilligung von 15,000 Rubel. Nach verschiedenen Anfragen und Besprechungen über die Berechtigung der Forderung, die der Herr Oberbürgermeister und andere Herren unter Vorlegung der genauen Sachlage zerstreuten, wurden die 15,000 Rubel bewilligt.

Ferner hat der Magistrat beschlossen, eine Verpflegungsdeputation zu erreichen. Diesem Vorschlag wurde zugestimmt, doch schien es mehreren Herren besser, die Wahl der Mitglieder nicht gleich, sondern in einer nächsten Sitzung vorzunehmen. Es ist nicht Sache des Berichterstatters, die Gründe, die für eine Vertagung der Wahl sprachen, weiter auszubauen, angeführt wurde von verschiedenen Rednern, daß ihnen die Angelegenheit zu wichtig erscheine, um sie Hals über Kopf zu erledigen. Und das ist sie in Wirklichkeit. Es empfiehlt sich durchaus, daß die Herren Stadtverordneten Zeit haben, sich über die geeignetsten Herren, die ja auch aus der Bürgerschaft genommen werden dürfen, einig zu werden. Herr Stadtverordneter Zirkler benützte die Gelegenheit, um kurz einige Klagen über die Lebensmittelsteuer anzubringen. Das gehörte nicht eigentlich zur Sache, zeigte aber seinen ersten Willen, den alle Bürger unserer Stadt bedrückenden Fragen näherzukommen.

Vor dem Ende der Sitzung verlas der Obmann der Stadtverordneten die Grundzüge betreffend die Brot- und Mehlerzeugung in unserer Stadt. Einige Stadtverordnete glaubten, es sei darüber abzustimmen, ihnen wurde geantwortet, daß diese Grundzüge lediglich zur Kenntnis der Stadtverordneten gebracht werden und die Brotzentrale als eine Unterabteilung beim Magistrat zu betrachten ist.

An der Versammlung hatten teilgenommen: Vom Magistrat: Herr Oberbürgermeister Schoppa und die Schöffen, Herren: Karl Steinert, Dr. Leon Gajewicz, Rechtsanwalt Alfred Vogel, Dr. Paul Sanne, Karl W. v. Scheibler, Sergius Hoffmann, Stanislaw Jarocinski und Wilhelm Hordliczka. Von den Stadtverordneten: Stadtverordneter Herr August Triebke, stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Herr Leon Kozminski und die Stadtverordneten, Herren Dr. med. S. Brückmann, Oskar Daube, Waclaw Drozdowski, Adolf Eichler, César Eisenbraun, Ludwig Hirschberg, Dr. Kroll, Dr. Kaufmann, Gustav Kachelski, Walenty Kaminski, Löwenstein, Marjan Luba, Hubert Mühle, Ludwig Menjert, Moritz Pinkus, Franz Kamisch, Dr. Kabinowicz, Wladyslaw Rappoport, Edmund Schwarzschulz, Adolf Schmidt, Dr. Sterling, Stanislawski, Josef Urjson, Franciszek Winnicki, Dr. Isidor Sand, Ing. Claudius Zeemann, Albert Ziegler, Heinrich Zirkler.

Die Verhandlungssprache war deutsch und polnisch. Die Geschäftsführung war geschickt, kurz, sachlich. Die Herren Stadtverordneten sprachen in ihrer Muttersprache oder in der Sprache, in der sie sich am besten auszudrücken verstehen. Einzelne Herren sprachen deutsch und wiederholten polnisch, ein Beweis dafür, daß ihnen an gegenseitigem Verstehen und friedlichem Auskommen gelegen ist. Anstände wurden von keiner Seite gemacht, nur hin und wieder erbaten polnische Herren die Uebersetzung in deutscher Sprache getaner Äußerungen. Ueberraschung und Unentschiedenheit herrschte nur während der paar Minuten, die es brauchte, um zur Vertagung der erwähnten Deputiertenwahl zu kommen. Da gingen nach parlamentarischem Brauch Zettel von einer Hand in die andere. Interessant war auch die Äußerung des Herrn Oberbürgermeisters Schoppa, daß die Verpflegungskommission der Kontrolle des Magistrats unterstehe und täglich Kassenabrechnung zu leisten habe. Sie selbst werde nur eine sogenannte kleine Kasse führen. Einmal wurde eine Pause von 5 Minuten gemacht, die die Herren Stadtverordneten zu

Und im nächsten Augenblick hatte Frig die Arme um das Mädchen geschlungen und küßte es herzlich ab.

Der Spägen in der Hand war ihm eben lieber, als die Taube auf dem Dache, und die Trauben, die er nicht erreichen konnte, dünkten ihm jetzt sauer.

Es war am anderen Tage in der Wirtschaft fieberhaft tätig, denn sie wollte möglichst zeitig vom Hause loskommen. Noch am Abend, bald nach der Heimkehr von dem für sie so bedeutungsvollen Spaziergange, hatte sie das Fehlen des Taschentuches und Briefes bemerkt, und ein mächtiger Schrecken war ihr in die Glieder gefahren. Sie hatte sofort beschlossen, unbedingt gleich nach dem Mittagessen des folgenden Tages zur Waldwiese zu eilen, wo sie die Sachen verloren zu haben glaubte, um zu verhindern, daß diese ihrem Begleiter in die Hände fielen. Allein der Gedanke an diese Möglichkeit ließ sie erzittern.

Jetzt, indem sie sich zum Ausgehen rüstete, dachte sie: Sa, wenn sie mit ihm nicht mehr zusammenzukommen brauchte! Aber sie mußte es ja; verging sie nicht vor Sehnsucht nach der Wiederholung eines Spazierganges, wie es der gestrige war! Was sollte aber daraus werden? Gleich ist sie nicht dem nach dem Lichte fliegenden Falter? Empfindet sie nicht das Unrecht ihres Handelns? Und doch, kann sie es lassen? Wird sie sich gleich dem Falter die Flügel am Lichte verbrennen? Nun, das fühlte sie jetzt schon, daß die Sehnsucht nach den seligen mit ihm verlebten Stunden aus ihrem Herzen nicht zu tilgen sein werde, daß das aber auch der einzige Schaden sein werde; ist er doch so edel, so gut! — Kannte sie ihn denn aber eigentlich schon? — Diese Frage fand die Antwort in ihrem Herzen, noch ehe sie ausgeklungen war. — Sa, sie kannte ihn, sie verstand ihn, sie fühlte mit ihm; hat sie ihm doch bis auf den Grund seiner Seele gekannt! — Ihren Namen durfte er aber unter keinen Umständen erfahren, denn mit dieser Eröffnung wäre der Zauber gelöst; nie mehr dürfte sie dann mit ihm allein durch den Wald streifen! Und die Zeit seines Urlaubes wollte sie gründlich wahrnehmen.

regem Meinungs-austausch benützten. — Gegen 7 Uhr 30 Min. wurde die Sitzung geschlossen. Die Herren Stadtverordneten entfernten sich langsam und gruppenweise.

\* Vom Magistrat. In die Baudeputation wurde als zweites Mitglied des Magistrats Herr Ingenieur Stebelski gewählt.

Eine Schuldeputation soll errichtet werden, die aus 3 Magistratsmitgliedern und 9 Mitgliedern der Stadtverordnetenversammlung und Bürgern bestehen wird.

Ferner soll eine Armendeputation, bestehend aus 2 Magistratsmitgliedern, je einem Vertreter der evangelischen, katholischen und jüdischen Geistlichkeit, 2 Mitgliedern des christlichen Wohltätigkeitsvereins und einem Mitgliede des jüdischen Wohltätigkeitsvereins, sowie 6 Stadtverordneten und Bürgern geschaffen werden.

Als Abgeordnete des Magistrats in die einzelnen Kommissionen

wurden von der Magistratsleitung folgende Schöffen ernannt: In die Kontrollkommission Herr Karl Wilhelm von Scheibler; in die Verpflegungskommission Herr S. Hoffmann; in die Beheizungskommission Herr Hoffmann; in die Kommission für öffentliche Arbeiten Herr Karl Steinert; in die Schulkommission die Herren Manufakturrat Ernst Leonhardt, Wilhelm Hordliczka und S. Jarocinski; in die Rechtskommission Herr Rechtsanwalt Boel; in die Maß- und Gewichts-Kommission Herr Oberbürgermeister Schoppa; in die Installationskommission Herr Oberbürgermeister Schoppa; in die Einquartierungs- und Pferde-Requisitions-Kommission Herr von Scheibler; in die Kommission für Spenden-Einnahmen Herr Direktor Sanne; in die Damensektion Herr Sanne; Kommission für Notleidende Herr Sanne; in die Kommission der Darlehenskasse Herr Sanne; in die Kommission für Obdachlose und billige Küchen Herr Sanne und in die Kommission betreffend das Hospitalwesen Herr Karl Steinert.

Stadtverordnetenversammlung am morgigen Dienstag.

Morgen nachmittag um 5 Uhr findet im Börsensaal des Siemenschen Hauses, Betrikauer Straße Nr. 96 eine Sitzung der Stadtverordneten statt. Folgende Tagesordnung ist aufgestellt: 1) Wahl der Mitglieder für die Verpflegungs-Deputation. 2) Bildung einer Einquartierungs- und Pferdeaushebungs-Deputation und Wahl der Mitglieder. 3) Wahl einer Kommission zur Prüfung der Geschäftsordnung für die Stadtverordnetenversammlung. 4) Bildung einer Gesundheitsdeputation und Wahl der Mitglieder in diese Deputation. 5) Bildung einer Schuldeputation und Wahl der Mitglieder in diese Deputation. 6) Bildung einer Armen-Deputation und Wahl der Mitglieder. 7) Wahl eines Mitglieds in die Finanz- und Rechnungs-Deputation.

Die Theaterangelegenheit.

Die Beratung, zu der, einen Auftrag von Theaterfreunden erfüllend, die „Deutsche Post“ eingeladen hat, fand am vergangenen Mittwoch statt. Die erschienenen Herren hatten zufälligerweise Gelegenheit, den Direktor unserer in Zukunft wieder deutschen Thalia-Bühne kennen zu lernen. Herr Wassermann, der im vergangenen Jahr aus den Händen des Herrn Adolf Klein die Direktion des Thalia-Theaters entgegennahm und durch Ausbruch des Krieges gehindert war, im vergangenen Winter die Spiel-saison zu eröffnen, kam gerade zur Zeit der Vorbereitungen über die Möglichkeit der Eröffnung einer diesjährigen Winterpiel-saison nach Lodz. Wie die Dinge nun liegen, ist es ziemlich sicher, daß wir zum Beginn des Herbstes zu unserer bis dahin in standgebliebenen Thalia-Bühne und zu einem guten Ensemble kommen. Die Vorarbeiten sind im Gange. An der bereitwilligen Hilfe der deutschen Gesellschaft wird es Herrn Wassermann nicht fehlen. — Was wir unsern Theaterfreunden heute schon mitteilen können, ist, daß die Preise für die Plätze während der Kriegszeit bedeutend kleinere sind wie früher.

Interessant war uns ein zugegangener Ausschnitt aus einem großen Berliner Blatt, in dem unsere Lodzer Theaterfrage einer Besprechung unterzogen war. In dem kleinen Artikel ist unter anderem gesagt, was auch wir bereits erwähnt haben, daß die deutschen Soldatengäste die endliche Eröffnung einer deutschen Bühne in Lodz dankbar begrüßen würden.

Halb drei war es, als Else sich wieder auf dem Wege befand. Sie schritt eilig dahin, ohne nach rechts oder links zu blicken, nur von dem einen Wunsche befeelt, früher als ihr Freund zur Wiese zu kommen. Erleichtert atmete sie auf, als sie endlich Waldboden unter den Füßen fühlte. Heute zog sie vor, das Feld zur Seite des Waldschlößchens trotz der sengenden Sonnenstrahlen zu überschreiten, da der Weg am Waldbesande hin einen ziemlich Umweg bedeutete.

Da hörte sie einen janzenden Zuruf, und als sie aufblickte, gewahrte sie, wie sich von den jenseitigen Kiefernstämmen eine männliche Gestalt löste und raschen Schrittes die Wiese betrat. Erschröcken blieb sie stehen.

Den Hut schwenkend, näherte die Gestalt sich rasch. Nun erkannte sie ihren oestrigen Begleiter; ihr Herz jubelte, während ihr Kopf sich angstvoll mit dem Briefe beschäftigte.

Nach wenigen Augenblicken stand Gerhard vor ihr, hielt ihre Hand in der seinigen und rief freudig aus: „Grüß Gott, mein Kamerad! Ich wußte, ich fühlte es, daß Sie kommen würden!“

Sie blickte ihn groß an. „Sie — schon — hier?“ brachte sie mühsam hervor.

Belustigt erwiderte er: „Ja, glaubten Sie denn, daß ich meinen Kameraden warten lassen werde? Seit zwei Uhr sitze ich dort im Walde auf einem Hügel und halte sowohl die Waldschlößchenallee wie auch das Feld hier im Auge. — Und wissen Sie auch, daß ich sehr, sehr traurig gewesen wäre, wenn ich Sie heute nicht hätte sehen dürfen!“

Er beugte sich zu ihr nieder und blickte sie treuherzig an.

„Übrigens,“ fuhr er fort: „ich habe Ihnen auch noch etwas zurückzuerstatten; ich fand es gestern noch auf unserer Wiese, zu der ich wie von unsichtbarer Hand zurückgeführt wurde. Hier!“

Er entnahm seiner Brieftasche das rotfarbene Papier und übergab es Else. Diese errödete und griff hastig darnach.

„Haben Sie es gelesen?“ fragte sie erregt, zitternd.

Kleine Notizen.

Gegen das Hausieren und den Straßenbettel

Sollen strenge Maßnahmen ergriffen werden! Eine Unbändigkeit, die des Reizes der Neuheit arüdnlich entbehrt! Wären noch die Russen da, man würde öffentlich kein Wort darüber verlieren und im Stillen spotten, bestände noch die Bürgerbehörde, man würde sich in geziemender Weise erlauben, zu zweifeln. Auch die neue Stadtbehörde wird bald wissen, daß es nicht leicht ist, die tiefeingewurzeltsten Uebel auszurotten, es wird noch manches schöne Jahr vergehen, ehe die gesamten Bewohner unserer Stadt sich an die neue Ordnung, d. h. an Ordnung überhaupt gewöhnt haben.

Wir wissen das, wollen aber dennoch wieder einmal zu hoffen wagen.

Das Hausierereunwesen ist lästig. Wer von Hausierern kauft, hat nur dann Gelegenheit, zu profitieren, wenn es dem Händler um das Loswerden von Waren geht, die vom Dieb in die Hände des Hehlers und aus dessen Händen in die des Hausierers gelangt sind. Das Hausieren mit Gemüskörnern birgt, da viele Hausierer und Straßenhändler notorische Schmutzfinke sind, gesundheitliche Gefahren.

Der Straßenbettel ist in jeder Hinsicht ein Unfug. Wir wissen alle, daß die unverschuldet in Not Gerathenen meist zu verschämt sind, um auf der Straße zu betteln. Die nicht verschämten, unverschämten Bettler haben es gelernt, ihr Glend sichtbar zu machen, als Reklamemittel zu benützen! Kein übelangewendetes Mittel, ihr deutschen Gäste unserer Stadt, denen diese Straßenbilder der verlumpten Armut Neues sind! Die Mütter, die mit zwei oder drei kleinen Kindern — wir sagen nicht: ihren Kindern, denn es sind oft angenommene — auf der Straße kauern, bedienen eher Zurechtweisungen wie Geschenke. Die Männer in zerklüftener Kleidung ziehen die besseren Kleider, die man ihnen gibt, nicht einmal an.

Der recht angewendeten Miltätigkeit ist natürlich das Wort zu reden. Die größte Spende ist nur ein Kleines, um die wirkliche Not zu lindern, die in weiten Kreisen unserer Bevölkerung herrscht. Aber eben weil die Not — und besonders unter denen, die nicht auf die Straße betteln gehen — groß ist, muß die Hilfs-tätigkeit organisiert sein und noch besser organisiert werden wie sie bisher war. Am zweckmäßigsten wäre eine städtische Armen-pflege nach dem Vorbild deutscher Großstädte. Sie zu schaffen — Arbeits-scheuen und Berufsbettlern das Handwerk zu legen — wird eine der vornehmsten Aufgaben der neuen Stadtverwaltung und unserer Bürgerschaft sein. \*\*

Ein neuer Bildungsverein.

Ein Kreis geistig regsamere, dem Arbeiterstande angehöriger Personen hat einen neuen Bildungsverein gegründet. Der Verein will durch Vorlesungen, Vorträge und durch Schaffung einer erhöhten Geselligkeit aufklären auf die Arbeiterschaft wirken.

Der neue Verein heißt — „Swiatlo“, ist also eine polnische Gründung. Außer der „Gewerkschaft christlicher Arbeiter“, die sich übrigens denkbar große Mühe gibt, Aufklärung und Wissen zu verbreiten, die ihres gewerkschaftlichen Charakters wegen aber doch von manchem gemieden wird, und dem Personen aller Stände zugänglichen „Deutschen Schul- und Bildungsverein“, der leider noch immer wenig von sich hören läßt, haben unsere deutschen Arbeiter in Lodz keine dieser polnischen Gründungen ähnlichen Vereine. Wir freuen uns der Regsamkeit der polnischen Arbeiter, denn jede geistige Regsamkeit kommt schließlich der Allgemeinheit zugute, wir möchten aber doch auch gerne sehen, daß unter den deutschen Arbeitern sich ein erhöhtes Bildungsbedürfnis geltend macht.

Freunde und Leser

werden gebeten, unser Blatt durch die Zeitungsausträger zu beziehen. Außerdem ist die „Deutsche Post“ bei den Straßenverkäufern zu haben.

„Fast hätte ich's getan!“ erwiderte er offenerherzig: „jedoch fremde Briefe zu lesen geht doch zu sehr gegen meine Natur.“

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aufrichtig!“ Sie blühte ihn dankerfüllt an. Da schien es ihr, als erschreke er über die Freude, die sich in ihren letzten Worten äußerte, und es war ihr plötzlich, als müße sich das Geheimnis des Briefes zwischen sie und ihn drängen und störend auf ihr ungezwungenes, reines, herzliches Verhältnis einwirken. Rasch entschlossen fügte sie daher hinzu:

„Sie sollen den Inhalt des Briefes noch heute erfahren, aber mit meinen Erläuterungen. Hätten Sie ihn allein gelesen, Sie hätten sich leicht ein falsches Bild von mir gemacht.“

„Mich ehrt Ihr Vertrauen, Fräulein Else,“ erwiderte er ernst: „ja, es macht mich glücklich. Ihre Befürchtungen sind indes unangebracht, denn es wäre mir keinen Augenblick und unter keinen Umständen eingefallen, an Ihrer Tugend und edlen Gesinnung zu zweifeln.“

Sie gingen weiter.

„Haben Sie nicht auch noch etwas anders vermisst?“ fragte er nach einer Weile tiefsten Schweigens beklommen.

„Ja, mein Taschentuch. Sie werden sich einen schönen Begriff über meinen Ordnungssinn machen!“ Else lächelte verlegen.

„Aber, mein Fräulein, das kam mir in der Tat nicht in den Sinn; weiß ich doch auch nur zu gut, unter welchen Umständen Sie die Sachen verloren haben. Aber...“ er räusperte sich verlegen: „dürfte ich Sie, ja, dürfte ich vielleicht bitten, Ihr Taschentuch zum Andenken an die gestrigen glücklichen Stunden befehlen zu dürfen?“

Else schwieg und blickte zu Boden.

„Darf ich es behalten?“ bat er nochmals leise, innig. Da neigte sie erödet das Haupt. Gedachte sie dabei doch des Grünen des Erdbeerstrauchens, das sie zum Andenken sich in einer Schachtel aufbewahrt hat, zum Andenken an — ihn!“

(Fortsetzung folgt.)